

## INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

**Herr Pfeffer, Sie wurden 1943 in Berlin geboren. Sind Sie dort auch aufgewachsen?**

Als unser Berliner Wohnsitz ausgebombt wurde, im Sommer 1943, waren wir gerade bei meinem Großvater in einem hessischen Dorf – da war ich ein halbes Jahr alt. Mein Vater war jedoch in Berlin verblieben. Auch später lebte er in der Großstadt und suchte nach Arbeit, während meine Mutter mit ihren Kindern für die nächsten sechs Jahre bei meinem Großvater und dem weiteren Verwandtschaftskreis im Dorf blieb. Ich habe also dörfliche Wurzeln. Das ist vielleicht ganz interessant.

**Wie sah das Elternhaus aus, in das Sie hinein geboren wurden? Was waren die Berufe Ihrer Eltern?**

Meine Mutter war Lehrerin, mein Vater war Professor für Soziologie. Ich hatte drei ältere Brüder. Der Beruf meines Vaters war für meine Entwicklung in gewisser Weise recht wichtig, weil er Spezialist für Großbritannien und den Commonwealth war. Er reiste daher auch sehr viel in den Commonwealth-Ländern, so dass ich von früher Kindheit an mit ausländischen Gästen konfrontiert wurde. Das war in den fünfziger Jahren noch recht unüblich, für mich war es jedoch selbstverständlich, dass wir Leute aus Afrika oder Asien am Tisch sitzen hatten.



**Hatten Sie schon als Kind Interesse an anderen Kulturen?**

Vielleicht hat sich das schon in der Kleinkindphase abgezeichnet. Die Ankunft der Vertriebenen aus dem Sudetenland war ein sehr markantes Erlebnis für mich, auch der Umgang der einheimischen Bevölkerung mit ihnen. Vor allem die Reibungen, die Unterschiede bei der Sprache, der Religion und auch den einzelnen handwerklichen Techniken. Mein Onkel war ein ziemlich großer Bauer im Dorf, sein Reichtum stand in sehr deutlichem Gegensatz zur Lage der Vertriebenen, die bei ihm einquartiert worden waren.

**War Ihr Vater als Akademiker ein Außenseiter in seiner bäuerlichen Familie, oder gab es schon früher akademische Traditionen?**

Es waren ziemlich reiche Bauern und es gab das System der Ultimogenitur. Die älteren Söhne wurden meistens Lehrer oder Richter, die Jüngeren kriegten den Hof.

Meine Mutter war Engländerin und somit natürlich auch ein Fremdkörper in diesem Dorf, ein sehr ostentativer Fremdkörper. Als die Amerikaner einzogen, war das besonders wichtig, denn sie hat übersetzt und auf diese Weise auch sehr intensiven Kontakt mit den Dorfbewohnern geknüpft. Es konnte ja niemand Englisch. Sie musste auf das Fremdsein eingehen und wirkte als Vermittlerin.

Mein Vater hat sich, wie gesagt, mit Großbritannien und dem Commonwealth beschäftigt und war auch ein bisschen ein Schwärmer für diese Kultur. Insofern war sie eine naheliegende Wahl als Ehefrau. Sie war exotisch, aber nicht im negativen Sinne, sondern eher eine Art «Sensation» im positiven Sinne. Man wollte unbedingt Kontakt mit ihr, damit man auch die große Welt ein bisschen kennen lernen konnte.

**In Bezug auf Ihre Erfahrung mit den sudetendeutschen Vertriebenen: Was hat Sie daran interessiert? Der Umgang der Einheimischen mit ihnen oder das Anderssein der Leute?**

Ich war sehr jung, das heißt, ich habe theoretisch überhaupt nicht reflektiert. Ich war immer neugierig und bin in deren

winzige Zimmer gegangen. Dort lebten sie in großen Familien und waren sehr freundlich zu mir, so dass ich mich regelmäßig blicken ließ – während meine Familie und auch die einheimischen Knechte doch eine deutliche Distanz hielten. Es gab auch noch französische Kriegsgefangene. Einer von ihnen hat mir mal das Leben gerettet. Ich weiß das natürlich nicht mehr, aber meine Mutter hat es oft erzählt. Ich nahm alles gewissermaßen aus der Sicht eines Kleinkindes wahr, das da mit sehr guten Menschen zusammen kommt, aber doch bemerkt, dass sie von den anderen abgestoßen werden.

### **Was geschah nach Ihren ersten sechs Jahren in diesem dörflichen Umfeld?**

Mein Vater hatte in Hamburg eine Stelle gefunden und so bin ich auch dorthin gezogen. Niemand hat meine Sprache verstanden, ich sprach ja hessischen Dialekt. Das war natürlich auch sehr schwierig, beispielsweise bei der Eingewöhnung in die Schulklasse.

### **Welche Probleme entstanden, als Sie vom Land in die Stadt zogen?**

Ich war in einer alten, holistischen Landwirtschaft aufgewachsen. In der Stadt kaufte man die Lebensmittel im Geschäft und es gab S-Bahnen und so weiter – alles lief ganz anders. Ich hatte aber in Hamburg das Glück, dass unsere Familie am Stadtrand wohnte und es dort einen Wald gab. Hamburg war ja zu 90% zerstört; wir wohnten zu siebt in einer Wohnung von etwa 30 m<sup>2</sup>. Aber man konnte raus, ins Umland. Das hat eine gewisse Ähnlichkeit mit den Leuten, die ich heutzutage besuche: Sie leben auch in sehr kleinen und beengten Räumen, aber in einem offenen Gebiet.

### **Sie erwähnten, dass Ihr Vater Professor der Soziologie war. Welcher Richtung hing er an?**

Er war ein überzeugter Nazi. Als Soziologe hatte er sich aber auch mit Weber und verstehender Soziologie beschäftigt, doch er hat die Anglistik zu seiner Hauptsache gemacht und war länderkundlich interessiert. Er ist in die Lücke gestoßen, die in der Soziologie durch die Emigranten entstanden war und hat dort als überzeugter Nazi - er kam 1934 aus Australien - eine Stelle bekommen. Er hat auf dieser Stelle auch zu England und den Commonwealth gearbeitet. Er hatte in Frankreich, in Großbritannien und in den USA studiert und besaß schon als 25-Jähriger ein weltweites Netzwerk. Er war sehr stark nach außen orientiert und entsprach im alltäglichen Umgang gar nicht den typischen Nazis.

### **Hat Ihr Vater Sie, abgesehen vom regionalen Schwerpunkt, fachlich irgendwie beeinflusst?**

Eher negativ. Er war ein Entwicklungsexperte, hat viele Publikationen zur Entwicklungspolitik geschrieben. Er war zum Beispiel in Ghana und hat sich sehr stark mit der Politik Nkwame Nkrumahs und den panafrikanischen Visionen identifiziert. Er hat sich auch in Südasien intensiv mit allen möglichen politischen Bewegungen beschäftigt. Diese Visionen und diese großen Gesten haben mich doch sehr negativ beeinflusst. Ich bin nicht der Ansicht, dass von uns irgendwelche Entwicklungsideen für andere ausgehen sollten. Ich habe auch nie irgendwelche pädagogischen oder politischen Visionen verbreiten wollen.

Die Soziologie hingegen hat mich nicht abgestoßen. Ich habe sehr gern Soziologie studiert. Ich bin in Freiburg zu Heinrich Popitz gekommen, der einen Parsons'schen Ansatz hatte und das hat mir gefallen. Dahinter lag immer der Versuch, substantielle Aussagen zu machen. Was mich fachlich bei meinem Vater gestört hat, waren eben diese eher an den *common sense* erinnernden Aussagen. Mir hat hingegen auch die empirische Sozialforschung in Freiburg zugesagt, gerade auch die theoretisch fundierte Soziologie, die Rollentheorie. All das habe ich mit großem Interesse jahrelang intensiv betrieben, viel intensiver als irgendeine Richtung in der dortigen Ethnologie.

### **Aber Ethnologie war Ihr Schwerpunkt? Schon am Anfang des Studiums?**

Es war so, dass ich aus persönlichen Gründen nach Freiburg zog. Der dortige Ethnologe, Rolf Herzog, war ungemein liebenswürdig und hat mich enorm gefördert. Ich war Studienabbrecher in der Juristerei, hatte ein Kind und war verheiratet, und Herzog hat mir gleich eine HiWi-Stelle angeboten. Er war aber theoretisch und methodisch weniger interessiert. Er war eher ein regionaler Spezialist, für Nordafrika, also nicht meine Region. So habe ich in der Ethnologie mitgemacht, aber meine theoretischen Interessen stärker in der Soziologie gefunden.

### **Was hat Sie anfangs bei der Ethnologie gehalten?**

Ich hatte mit Jura angefangen und dort versagt. Nun wollte ich - auch weil ich verheiratet war - nicht mehr versagen. Ich habe vorher als Schüler mit meinen Eltern für drei Jahre in Pakistan gelebt, kannte das Land und die Gesellschaft und ihre Sprache. Ich hatte den Eindruck, auch bestärkt durch meinen Vater, dass ich dort ethnologisch Erfolg haben könnte.

Interview vom 19.09.2007, durchgeführt am Institut für Ethnologie der FU Berlin (Freigabe durch G. Pfeffer am 10.08.2011)

Transkription: Silvia Schöneck, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

Es war also eine Mischung: ein bisschen das Trauma des Versagens in der Juristerei und das Gefühl, auf festen Boden kommen zu wollen. An sich wollte ich nach Heidelberg, weil dort der Südasienschwerpunkt war, aber meine Schwiegereltern hatten eine Wohnung in Freiburg und ich bin dort geblieben.

### **Wie waren die Studienverhältnisse in Freiburg, als Sie dort 1966 anfangen?**

Es waren etwa zehn Studenten, wir trafen uns in einer 4-Zimmer-Wohnung in der Universitätsstraße. Es gab einen Ordinarius, eine Assistentin, eine Sekretärin und eine Hilfskraft. Die Bibliothek war in einem kleinen Zimmer untergebracht. Der Ordinarius hielt zwei Stunden Vorlesung - also zweimal 45 Minuten pro Woche - und machte zwei Übungen oder Seminare zur Vorlesung. Anfänger wie Fortgeschrittene und die Assistentin, jedoch nicht die Sekretärin, nahmen daran teil. Wir hielten auch Referate, die aber nicht bewertet, sondern - je nach Gesichtsausdruck des Professors - als eher besser oder schlechter beurteilt wurden. Mein erstes Referat hatte den bezeichnenden Titel »Religion in der Südsee«. Ich habe da mit Freude sehr viel Material angekartet und ob der Länge meines Vortrags gab es doch eine gewisse Hochachtung. Es gab bei den Referaten auch keinen Unterschied zwischen Anfängern, Fortgeschrittenen und Doktoranden. Es war eine familiäre bis familiäre Atmosphäre.

### **Von welchen Fachgrößen war denn Herzog selbst geprägt?**

Er hatte in Göttingen bei Plischke studiert, und ich glaube auch bei Julius Lips in Leipzig. Er unterrichtete jedes Semester einen ethnographischen Teil. Ein großer Anteil der Vorlesungen handelte immer Entdeckungsgeschichte ab, später wurden dann auch neuere Ansätze unterrichtet – sehr viel Kulturhistorie. Herzog selbst war kein Kulturhistoriker, aber er vermittelte uns diese Richtung. Aber absolut nichts von der amerikanischen, nichts von der britischen und nichts von der französischen Ethnologie. Völlige Fehlanzeige!!

### **Wer waren Ihre Kommilitonen?**

Neben Frau Luig war es zum Beispiel Herr Seitz, der jetzt in Freiburg ist. Dann Frau Nadjmabadi, die später nach Heidelberg ging. Einige Leute sind in Entwicklungsinstitutionen untergekommen, einige sind jetzt schon tot. Andere sind später auch Psychotherapeuten geworden oder sind in ganz andere Richtungen gegangen. Armgard Grauer, damals Assistentin, lebt unter sehr asketischen Verhältnissen in Stauffen bei Freiburg, macht hin und wieder eine Ausstellung. Eine andere Kommilitonin wurde später Sekretärin am Freiburger Institut. Herzog kümmerte sich rührend um seine Leute, er war ein sehr wertvoller Mann im menschlichen Sinne.

### **Sie promovierten 1970, also relativ schnell. Haben Sie Ihr Thema »Pariagruppen des Pandschab«<sup>1</sup> selbst gewählt?**

Ja, ich habe mir das selber gesucht. Entscheidend war ein dreijähriges VW-Stipendium, das ich 1968 bekam. Damit war es mir möglich, sehr intensiv an meinem Thema zu arbeiten. Ich habe den Ethnologieunterricht eher oberflächlich weiter betrieben. In der Religionsgeschichte war ich auch nicht regelmäßig, aber sehr intensiv bei Popitz in der Soziologie.

### **Sie sagten, dass Sie in Freiburg nicht sehr viel Inspiration durch die Ethnologie erhielten. Haben Sie sich an anderen Universitäten orientiert?**

Vieles hat mich sehr stark interessiert, es war ja auch die Zeit der Studentenrevolte. Was uns störte, war erstens die Undurchsichtigkeit des Betriebes, die autoritären Entscheidungen, und zweitens die völlige Theorielosigkeit. Der Einzige, der mich in Deutschland interessierte, war Lorenz Löffler. Und bei besagtem »Religion in der Südsee«-Referat habe ich zum Beispiel A.E. Jensen und dessen Dema-Theorien kennen gelernt. Ich kannte etliche, respektierte auch etliche, aber richtig beeinflusst wurde ich nicht.

Es war auch so: mein Gebiet war die Großstadt, war eine komplexe Gesellschaft; die Lehrenden hatten alle eine gewisse patronisierende Haltung gegenüber den wie auch immer gearteten Stämmen und eine Haltung, die die damals so genannte materielle Kultur sehr stark in den Mittelpunkt stellte.

### **Wie erklären Sie sich, dass diese Generation so ausschließlich die materielle Kultur betonte und kaum ein Interesse an expliziter Theorie bestand?**

---

<sup>1</sup> Georg Pfeffer, Pariagruppen des Pandschab, Renner Verlag, München, 1970.

Sie waren Schüler von kulturhistorisch exponierten Größen, aber sie glaubten nicht mehr an das, was sie gelernt hatten. Zudem waren die Einflüsse aus dem Ausland oft schwierig und bedurften der Auseinandersetzung. Ich glaube, das hat auch viel mit Trägheit zu tun. Es gab natürlich Leute, die nicht träge waren, wie E.W. Müller beispielsweise. Viele der Professoren waren gleichzeitig Direktoren der Museen, das heißt, sie schlugen sich mit öffentlichen Geldern herum, betreuten Ausstellungen und organisierten DGV-Tagungen. Es waren oft Leute, die ihr Ansehen in den Museen gewannen, wo sie einen großen Stab beherrschten und die Universität eher als Randgebiet betrieben. Das sind vielleicht - nicht ganz freundliche - Versuche, das zu erklären.

### **Was veränderte sich in Ihrer theoretischen Ausrichtung, als Sie 1971 von Freiburg nach Heidelberg gingen?**

Nicht viel. Herr Jettmar hatte dasselbe regionale Interesse wie ich, er brauchte Unterstützung für sein Pakistan-Projekt. Aber Herr Jettmar war Prähistoriker und betrieb in Pakistan bis zu seinem Lebensende Prähistorie. Er hatte mir dementsprechend wenig zu bieten. Ich bin eher eine Art «self-made-man» und über die Indien-Ethnologie zum einen in bestimmte theoretische Fahrwasser geraten und zum anderen auch an Literatur gekommen, die sich regionalspezifisch und anspruchsvoll auf bestimmte Themen stützte. Da war für die patronisierenden und eher auf materieller Ebene ordnenden Ansätze kein Raum.

### **Erklärt sich Ihre Neigung zur britischen Social Anthropology auch aus dem regionalen Schwerpunkt?**

Ja, sehr stark über die regionale Spezialisierung. Sie wird noch deutlicher, wenn man sieht, dass ich über Dumont zum Strukturalismus und zu den Ansätzen in Oxford kam. Man kann das so nachvollziehen: ich interessierte mich zuerst für Südasien und für Kasten; ich las dann Dumont und wurde von ihm beeinflusst; durch ihn kam ich zum Strukturalismus und zu den semantischen Ansätzen, die über die Oxford-Schule verbreitet wurden, auch im Dialog mit Cambridge. Das interessierte mich sofort und ich habe mich dort ziemlich selbstständig intensiv eingearbeitet.

### **Welche Anthropologen haben Sie neben Dumont noch beeinflusst?**

Leach und Needham haben mich besonders angesprochen. Ich habe auch die Klassiker aus Cambridge - Meyer Fortes und die anderen Afrikanisten - sehr intensiv gelesen und habe eine große Hochachtung vor ihnen, ebenso vor Radcliffe-Brown. Leach hat Radcliffe-Brown ja stark kritisiert, Needham erst recht – ich will da nicht über irgendwelche Gegensätze hinwegtünchen, ich meine nur, Radcliffe-Brown war für sich ein anspruchsvoller Wissenschaftler. Bei den neueren, auch marxistisch geprägten Theoretikern waren Maurice Bloch oder Jonathan Perry interessant für mich. Ich habe auch stets versucht, Theoretiker zu lesen, die in anderen Regionen forschten, wie etwa die beiden Stratherns. Nicht übermäßig froh war ich über Malinowski. Natürlich ist er ein Großer unseres Faches, insofern möchte ich seinen Status nicht reduzieren, aber das Individualistische behagt mir nicht. Ich habe eine große Affinität zu Durkheim und zu allem Strukturalen, Holistischen. Diese individualistischen oder psychologischen Erklärungen missfallen mir in der Ethnologie. Ich folge ihnen nicht, obwohl ich viele Argumente natürlich auch respektiere. Ich glaube jedoch, dass Aktionen und Emotionen Einzelner erstens nicht sonderlich relevant sind, und zweitens sind sie für jeden Verallgemeinerungsversuch - und Wissenschaft ist immer eine Form der Verallgemeinerung - zu problematisch. Mich interessieren vielmehr allgemeine Gewichtungen oder noch deutlicher: allgemeine Zwänge, also soziale Tatbestände im Sinne von Zwängen.

### **Bedeutet das auch, dass Sie der amerikanischen Cultural Anthropology und der interpretativen Wende skeptisch gegenüber stehen?**

Nein, nicht unbedingt. Ich bin ein großer Freund von Geertz, der ja auch aus der Parsons'schen Schule kommt. Ihm kann man überhaupt nichts vormachen – wenn er einen Hahnenkampf beschreibt, dann ist es eben nicht eine einzige eher zufällige Beobachtung, sondern dann sind es sechzig oder siebzig Erfahrungen, die er mit größter Professionalität reduziert. Dazu kommt, dass Wenige so gut schreiben können wie Geertz. Das ist also seine individuelle Qualität, die ich beneide, die ich ihm aber nicht vorwerfe. Er ist handwerklich ausgezeichnet. Ich habe mich auch durch die amerikanischen Klassiker gearbeitet. Boas und etliche seiner Schüler haben meine größte Hochachtung. Mit Ruth Benedict und Margaret Mead und diesen Psychologen komme ich aber nicht aus. Das finde ich problematisch, vom Verallgemeinerungsgrad her und auch wegen Begriffen wie »nationaler Charakter«. Aber andere, wie etwa Lowie, sind großartig. Auch bei der jüngeren Generation gibt es Kollegen, die ich sehr schätze. Natürlich habe ich vor allem auf Indien bezogene Arbeiten gelesen.

Was die reine Introspektion durch die Interpretative Wende, die Writing Culture-Debatte und die Krise der Repräsentation angeht – nun, die Beschäftigung mit mir selbst ist mir zutiefst zuwider. Ich lasse mich gern von anderen kritisieren, aber ich breite mich nicht gern in den wissenschaftlichen Arbeiten über mich selbst aus. Ich kooperiere gern,

aber ich würde ungern ein Buch über meine persönlichen Neigungen und Abneigungen oder über meine Krisen schreiben.

**Kommen wir zurück zur Chronologie Ihres Werdeganges. Sie waren in Heidelberg in den siebziger Jahren Assistent und wurden später auf eine Professur berufen?**

Ja, aber zuvor war ich in Pakistan und habe dort in Islamabad das Ethnologische Institut gegründet. Das ist eine wichtige Phase. Ich kam durch Jettmar dorthin. Er wollte dort eine Außenstelle aufmachen, was jedoch nicht klappte. Bhutto war gerade an der Macht und holte die Intellektuellen zurück ins Land. Es sollte ein Department gegründet werden und ich habe das übernommen. Das klappte recht gut, es ist nach wie vor das einzige ethnologische Institut in Pakistan. Ich kenne auch heute noch die Leute dort und kooperiere mit ihnen.

Nach der Habilitation hatte ich 1977 auch eine Oberassistentenstelle in Bonn inne, und bin dann gewissermaßen nach Heidelberg zurückgekommen. Ich hatte eine Dozentur, die dann aufgrund von Verwaltungsreformen eine unbefristete C2-Professur wurde. Inhaltlich ging es darum, dass sich Jettmar für seine Prähistorie interessierte und mir den Lehrbetrieb überlassen wollte. Er wollte ethnologische Theorie nicht unterrichten. Ich war sehr froh darüber, durch ihn gezwungen zu sein, ständig neu zu lesen und Dinge zu vertiefen. In dieser Heidelberger Phase, auch in der Endphase in Islamabad, wo ich etwas unterrichten musste, hinter dem ich stand, habe ich sehr viel gelernt.

**In Heidelberg lehrte damals auch Mühlmann. Was bekamen Sie von ihm mit?**

Ich habe buchstäblich gar nichts von Mühlmann mitbekommen. Ich kenne ihn aus dem Unterricht, weil Herzog Mühlmann unterrichtet hat. Ich habe auch Schriften von Mühlmann gelesen, ihn aber nie persönlich getroffen. Zudem gab es eine Zweiteilung in Heidelberg: In der Hauptstraße saß Mühlmann und unterrichtete Soziologie und Ethnologie. Er hatte hervorragende Assistenten, nämlich E. W. Müller und Lorenz Löffler. Im Neuenheimer Feld saß der Kollege Jettmar, der die Abteilung Ethnologie im Südasien-Institut, dem SAI, leitete – in Wirklichkeit aber Forschungen zur Prähistorie betrieb. Sie kamen gut miteinander aus, aber eine gewisse Unterschiedlichkeit bestand doch sehr deutlich. Mühlmann war ein Theoretiker, der auch theoretisch anspruchsvolle Leute unterstützte. Einige von ihnen haben mich, wie Christian Siegrist, in Freiburg unterrichtet.

Dann wurde Mühlmann von den Studierenden vertrieben und das Institut in der Hauptstraße funktionierte für zwei bis drei Jahre autonom weiter. In dieser Zeit hieß es, das Südasien-Institut sei der Stützpunkt des amerikanischen Imperialismus. Es gab ein striktes Fraternisierungsverbot mit den Leuten vom SAI. Ich war also ein amerikanischer Imperialist, obwohl ich damals auch gerade in den marxistischen Apfel gebissen hatte, mich munter über Surplus und ursprüngliche Akkumulation artikuliert. Es war eine komödiantische Situation. Die jungen Wissenschaftler sind in solchen Situationen natürlich von einem tiefen Ernst getragen.

**Wie kann man sich das Heidelberger SAI in den späten siebziger Jahren vorstellen?**

Das SAI hatte eine Abteilung für Agrarwissenschaft, die sehr kompetent geleitet wurde, und eine Abteilung für Wirtschaftswissenschaft. Es gab gut finanzierte Forschungsaufträge. Ich selbst habe von dem Sonderforschungsbereich 16 und dem ersten Orissa-Projekt darin profitiert. Dieses erste Orissa-Projekt bestand aus zehn Indologen, zwei oder drei Historikern und mir als Ethnologen sowie einem gerade magistrierten Soziologen. Wir forschten zu einem Tempel und hatten Kontakt mit den höchsten der hohen Bramahnen. Für mich war das sehr wichtig, weil ich vorher die Abortkehrer erforscht hatte. Außerdem hatte ich vorher im Bereich der Großstadt gearbeitet und im Orissa-Projekt ging es um ländliche Regionen. Es waren groß angelegte, interdisziplinäre Programme in einem Staat, der damals noch reich und großzügig war. In dieser Phase war die Entwicklungspolitik angesagt und auch mit Illusionen besetzt. Es bestand die Vorstellung, dass man - wenn man vielschichtige Projekte mit intensiver Forschung betreibt - irgendwann mal weiß, wie es die unterentwickelten Länder auf das Niveau der Industriestaaten bringen.

**Hatten Sie je Gewissheit darüber, dass Sie einmal eine Professur erhalten würden?**

Ich habe das für völlig ausgeschlossen gehalten. Nachdem ich promoviert war, sehnte ich mich nach einem Job als Akademischer Rat. Also nach einer Position, von der aus ich unbegrenzt forschen konnte und nicht von Stipendienanträgen abhing. Das war mir wichtig. Ich bin gewissermaßen zur Professur durchgekommen, weil man entweder weiter aufsteigt oder ganz raus fällt. Es gab keine Position in der Mitte, auf der man verweilen konnte.

**Wer waren Ihre Mitarbeiter und Assistenten in Heidelberg?**

Mein Zimmernachbar war Andras Höfer, den ich sehr schätze. Er arbeitete in Nepal und kannte die Sprache sehr gut –

Interview vom 19.09.2007, durchgeführt am Institut für Ethnologie der FU Berlin (Freigabe durch G. Pfeffer am 10.08.2011)

Transkription: Silvia Schöneck, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

ein sehr genau arbeitender Kollege. Auch die Anderen in der Ethnologie waren alle sehr nett. Ich habe besondere Achtung vor Bernd Glatzer, ein Afghanistan-Spezialist, der sehr viel und sehr gut über die Pashtunen gearbeitet hat. Herr Scholz und der Herr Snoy, die beiden Akademischen Oberräte, beschäftigten sich mit Thailand und Afghanistan. Sie waren aber, wie auch Sakisyansz mit Burma, im Gegensatz zu Höfer und Glatzer nicht Teil des Hauptinstituts. Sie standen mir persönlich nahe, waren aber vom Fachlichen her nicht so wichtig für mich wie die Historiker oder die Indologen oder die Literaturwissenschaftler. Was zudem ganz wichtig ist: dieses große Südasiens-Institut hatte Regionalspezialisten aus den verschiedensten Fächern. Ich bin sehr gut mit dem Juristen zurecht gekommen, Herrn Conrad. Ich verstand mich auch gut mit den Agrarökonomen.

Was mir immer sehr wichtig erschien, waren Sprache und Literatur und vor allen Dingen Geschichte. Ich hatte in Pakistan drei Jahre lang indische Geschichte gelernt und dadurch einen enormen Vorsprung in der Ethnologie gewonnen. Man kann hier schlecht in diesem Maße indische Geschichte lernen und in Indien Ethnologie ohne Geschichte betreiben. Was das Interdisziplinäre angeht: man lief sich auf dem Gang über den Weg und hatte vieles gemeinsam. Dazu die Bibliothek, die alle diese Disziplinen anbot. Und es gab viel Geld. Das war schon großartig!

### **Als Sie 1985 einen Ruf nach Berlin erhielten, wollten Sie da Heidelberg verlassen?**

Nein, ich hatte da eine Lebensstelle und war bestens untergebracht mit all diesen Möglichkeiten. Meine Frau und meine Kinder wollten auf keinen Fall weg, die waren dort zutiefst verankert. Ich habe mich trotzdem beworben. In einem sehr langwierigen Verfahren bin ich dann ausgewählt worden, ohne dass ich richtig wusste, warum, oder unter welchen Umständen. Es war ein Gezerre. Die FU war damals in einem anderen Zustand und die Ethnologie erst recht.

### **Wer war am Berliner Institut als Sie dort ankamen?**

Lawrence Krader und Wolfgang Rudolph hatten 1982 aufgehört, Fritz Kramer war auch nicht mehr verlängerbar. Das bedeutete also drei Jahre Interregium. Vor mir gab es quasi die «Herrschaft der Assistenten», dazu kam eine Vielzahl von Vakanzvertretern, die meist nur für ein Semester blieben.

Drei Jahre sind eine sehr lange Übergangszeit. Das Institut war, um es hart auszudrücken, völlig am Ende. Es war damals in einem kleinen Haus in der Brümmerstraße, das räumlich total überlaufen und überfüllt war. Ich war großzügige Verhältnisse aus Heidelberg gewöhnt, in der Brümmerstrasse hingegen war jeder Winkel bewirtschaftet und es reichte trotzdem nicht. Außerdem herrschte ein aggressiver Geist unter den Studierenden. Sie waren zum großen Teil männlich und aus Westdeutschland, weil sie hier nicht zur Bundeswehr mussten. Sehr eigenwillige Personen. Eigenwillig waren sie zwar auch in Heidelberg, aber in Berlin gab es kaum Leute, die regulär bereit waren, ein Semester mit mir zusammen zu arbeiten, beziehungsweise mich zunächst einmal überhaupt zur Kenntnis zu nehmen.

Dann war da die scheußliche Bürokratie. Nur ein Beispiel: Institutionalisiert war der so genannte Sitzschein. In meiner ersten Lehrveranstaltung kamen 150 Studierende zu mir und ließen mich ihren Sitzschein unterschreiben. In der darauf folgenden Woche kamen dann nur noch zehn Studierende. Alle hatten ihren Schein und waren weg – im Rahmen einer Demokratisierung war ja die böse Beurteilung durch die Professoren abgeschafft und der Sitzschein eingeführt worden. Das galt natürlich als demokratische Errungenschaft, aber für jemanden, der neu anfängt, war es eine Katastrophe!

Dazu der Verwaltungsapparat! Es gab drei Ebenen, auf denen man sich zu Sitzungen traf, in denen alles beschlossen wurde. Es mussten dabei Protokolle geführt werden, die wiederum genehmigt werden mussten. Wenn beispielsweise eine Hilfskraft eingestellt wurde, dauerte es mindestens ein halbes Jahr – aber nur, wenn sie nicht umstritten war. Bei den Assistentenstellen dauerte es sogar noch viel länger. In den Gremien gab es von Anfang an Animositäten zwischen den Beteiligten, die ich nicht durchschaute. Das ging ins Lächerliche und schlug sich auch in Form von Sondervoten nieder. Nicht etwa auf dem Fakultätsniveau, sondern bei irgendwelchen Kleinigkeiten. Es war also ein Gremienwesen, das nur als Karikatur bezeichnet werden kann. Das waren die Hauptprobleme.

### **Mit welchen Leuten arbeiteten Sie in Berlin zusammen?**

Bei meiner Ankunft gab es zwei Assistenten, Herrn Ganzer und Frau Kehl. Sie waren bereits drei Jahre im Dienst und konnten noch zwei Jahre verlängert werden. Der Kanzler meinte zwar, ich könne sie sofort durch eigene Leute ersetzen, aber das war nicht mein Vorgehensweise. Obwohl Herr Ganzer in wissenschaftlicher Hinsicht mein Gegner war, hat er seine Zeit voll auskosten können. Ebenso Frau Kehl, die auch eine ganz hervorragende Wissenschaftlerin ist. Dann habe ich Herrn Kortt zum Akademischen Rat gemacht, weil ich in Sibirien arbeiten wollte. Aus Heidelberg kamen noch zwei Frauen: Shalini Randeria und Claudia Gross. All das hat mindestens ein Jahr gedauert und bedeutete tägliches Telefonieren mit irgendwelchen Dekanen oder Vizepräsidenten. Es gab endlos viele Protokolle und Gutachten! Bei Frau Randeria lag auch ein Problem darin, dass sie noch nicht promoviert war, aber eine Lebensstellung kriegen sollte und das habe ich durchgesetzt, weil ich von ihrer Qualität überzeugt war.

Es war außerdem so, dass hier jedes zweite Semester wegen Streiks ausfiel. Als Höhepunkt brannte dann unser Institut

im Jahre 1989. In der Streikzeit zogen die ethnologischen Streikenden zum Ende des Semesters immer aus und die «Hardcore-Leute» aus anderen Fächern zogen ein. Sie brachten Eisenplatten an den Fenstern an und machten Wachdienst rund um die Uhr. Es war gewissermaßen eine militärische Situation. In den Semesterferien des Frühjahrs 1989 ließ der Präsident Heckelmann eines Nachts das Institut durch einen privaten Wachdienst räumen. Das hat die Betroffenen nicht sehr erfreut. Die Polizei kam nicht, es gab die größten Rechtsverstöße, aber die Führung der FU war derartig routiniert, dass sie niemals Vermerke darüber machen wollte und öffentlichen Konfrontationen vermied. Nach der Räumung begann das Sommersemester 1989 und sehr wichtig waren bei solchen Anlässen die vom ASTA subventionierten Institutsfeste. Es war selbstverständlich, dass die Institutsleitung damit nichts zu tun hatte. Einer oder einige ließen sich dann am Sonnabend einschließen und hantierten wohl so leichtsinnig mit den Brandbeschleunigern, dass sie selbst in Lebensgefahr gerieten und flüchteten. Um ein Uhr nachts haben mich die Nachbarn angerufen - ich wohnte in der Nähe -, weil das Haus lichterloh brannte. Dann kam die Feuerwehr. Das obere Stockwerk mit meinem Zimmer ist völlig abgebrannt und wir sind vorzeitig in den Drosselweg umgezogen. Das war schon recht melodramatisch, es ging hart zur Sache. Viele Hundert waren sehr brav, aber es gab sehr militant engagierte Leute – und es gab deren Freunde oder Kollegen, die gar nichts mit der Ethnologie zu tun hatten, sondern nur mit irgendwelchen Konfrontationen operierten.

### **Gab es am Institut noch weitere Professuren?**

Ja. Zunächst kam Elwert, im Winter '85. Er war zeitgleich mit mir berufen worden, hat aber ein halbes Semester länger verhandelt. Die dritte Professur wurde um 1990 eingerichtet, es hat unendlich viele Kämpfe darum gegeben. Als ich berufen wurde, hatte man mir zugesagt, dass sechs Professuren für Ethnologie eingerichtet werden, zwei sofort, zwei im Rahmen der nächsten Jahre und zwei im Anschluss daran. Als Elwert und ich berufen waren, ging es ziemlich schnell um die C3-Professur Asien und die C3-Professur Afrika. Es gab eine gemeinsame Kommission.

Ich habe der Berufung von Frau Luig sofort zugestimmt, damit das erledigt war. Bei der Berufung der vierten Professur (Asien) gab es unendlich viel Streit. 23 Sitzungen der Kommission, kein einziges Protokoll, das akzeptiert wurde und am Schluss eine Liste mit einem sehr freundlichen, auch renommierten Kollegen an der Spitze, der für mich den Nachteil hatte, dass er nie Ethnologie studiert hatte, nie eine ethnologische Publikation herausgebracht hatte und auch nie Ethnologie unterrichtet hatte. Es war ein Humanethnologe aus der Schule von Herrn Eibl-Eiblsfeld und das war völlig indiskutabel für mich. Deshalb habe ich diese Berufung in sehr melodramatischen Kämpfen blockiert. Als diese Stelle dann neu ausgeschrieben wurde und neue Verhandlungen in Gang kamen, klagte ein Kollege, der sich vorher beworben hatte und der blind war, auf Schwerbehindertenbonus. Er war nicht habilitiert, aber er war gut vernetzt und der Behindertenverband Deutschlands setzte das Präsidialamt massiv unter Druck – mit dem Ergebnis, dass dieser Herr eine Mittelbaustelle bekam und die vierte Professur gestrichen wurde. Inzwischen ist dieser Herr im Ruhestand und seine Stelle ist auch gestrichen. Das bedeutet: die vierte Professur ist weg.

Frau Luig kam 1990 oder 1991, als sich die Situation am Institut durch den Fall der Mauer und die Wende grundsätzlich geändert hatte. Seit dem Fall der Mauer ist das Institut für Ethnologie an der Freien Universität ein Institut wie jedes andere. Das war es vorher nicht. Vorher gab es West-Berlin und speziell das Fach Ethnologie war ein Hort für diejenigen, die weder Wehr- noch Ersatzdienst leisten wollten und sich nicht nur mit Worten, sondern auch mit Handlungen für eine gerechtere Welt einsetzen wollten. Mit dem Fall der Mauer kamen ab dem Sommersemester 1990 zunehmend Leute, die tatsächlich Ethnologie studieren wollten.

### **Wie würden Sie - von den sechziger Jahren bis heute - die wichtigsten Veränderungen der deutschen Ethnologie beschreiben? Kann man eine allgemeine Entwicklung erkennen oder ist die deutsche Ethnologie zu disparat?**

Ich glaube, die Verhältnisse in Deutschland sind disparat. Generell glaube ich, dass man sich heute in Deutschland sehr viel stärker theoretisch engagiert als damals. Der Museumsbezug ist nicht mehr da – aber die Entwicklung ist nicht einheitlich. Ich weiß sehr genau, dass die Leute in Bayreuth andere Vorstellungen haben als die Kollegen in Hamburg, und die Frankfurter haben wiederum andere Schwerpunkte als vielleicht die Tübinger. Ich glaube nicht, dass es eine spezifisch «Deutsche Ethnologie» gibt. Als ich anfing, waren die Fachleute im Gespräch miteinander, selbst wenn sie sich stritten. Jensen hat sich mit Mühlmann immer schrecklich gestritten, aber sie sprachen über die selben Dinge. Die meisten von ihnen hatten eine kulturhistorische Ausbildung, obwohl sie keine überzeugten Kulturhistoriker mehr waren. Da war also eine gewisse Einheitlichkeit gegeben, während ich diese Einheitlichkeit jetzt nicht mehr sehe. Ich sehe Gemeinsamkeiten mit einigen Instituten, mit einigen Kollegen. Ich sehe Differenzen, aber ich sehe nicht so etwas wie eine Schule oder eine dominierende Schule.

### **Wenn es keine deutsche Ethnologie gibt, so gibt es zumindest Ethnologie in Deutschland. Lässt sich darüber etwas sagen, auch über die gesellschaftliche Einbettung des Faches?**

Interview vom 19.09.2007, durchgeführt am Institut für Ethnologie der FU Berlin (Freigabe durch G. Pfeffer am 10.08.2011)

Transkription: Silvia Schöneck, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

Für die Öffentlichkeit hat sich sehr viel verändert. Das Fach ist bei Studierenden immens populär geworden. Dieses Wort «Ethno» und dann irgendwas anderes danach – das ist in der Öffentlichkeit generell bekannt: Es gibt Ethno-Musik und Ethno-Medizin und vieles mehr. In den 60ern wusste man generell nicht, was Ethnologie ist. Das heißt auch, dass heutzutage mehr Erwartungen von außen an das Fach herangetragen werden. Erwartungen, die das Fach meiner Meinung nach nicht immer einlösen kann. Beispielsweise der Anspruch, dass wir Erklärungen für das Fremde bieten können. Ich denke, wir können diese Erklärungen nicht bieten. Wir können Verständnis für fremde Konstellationen suchen. Wir können vielleicht auch einiges transportieren, aber die großen Eindrücke von fremden Phänomenen und fremden Gesellschaften ergeben sich aus dem Tourismus und aus den Nachrichtenmedien, die jeweils ihre eigenen Gesetze haben. Insofern glaube ich, dass wir marginal sind.

### **Wie würden Sie die heutigen Aufgaben des Faches beschreiben?**

Eines ist mir noch ganz wichtig: Durch die Vernichtung der einheimischen Menschen in Amerika und in Australien, durch die Kolonialisierung der Welt, ist dieses Fach entstanden. Im Nachhinein gab es ein Interesse an den Vernichteten oder es gab ein Interesse der Kolonialmacht an den fremden Systemen. Dieser Prozess hat unser Fach geprägt. Heute ist die Ausgangssituation eine andere. Die ehemals Kolonisierten oder die Leute aus Asien, Lateinamerika und Afrika kommen zu uns, kommen in unsere Metropolen, stehen vor der Haustür. Deshalb ist das makropolitische Forschungsinteresse ein grundsätzlich anderes geworden, und die Antworten, die gesucht werden, sind anders. Die Antwort, die heute gesucht wird, ist letztlich die, wie wir die Fremden integrieren. Das ist aber nicht meine Ethnologie, das sind Fragen, die ich nicht beantworten kann. Es ist eine andere Disziplin, eine Sache vor der ich alle Achtung habe. Mich interessieren andere Sinnhaftigkeiten, andere Systeme, andere Rationalitäten. Ich denke, wir haben eine fürchterliche Ethnozentrismus in unserer gesamten Geisteswissenschaft – und die gilt es aufzubrechen.

Ich sehe unser Fach als eine Anthropologie und es ist deshalb absolut legitim, wenn nicht gar zwingend, dass wir uns mit Sammlerinnen und Jägern beschäftigen, oder dass wir uns mit Stammesgesellschaften beschäftigen. Aber wir sind nicht eine Stammeswissenschaft, wir sind eine Wissenschaft von Anthropos, und Anthropos ist eben in seiner Geschichte und in der Gegenwart in sehr unterschiedlichen soziokulturellen Rationalitäten zu finden – und diese möchte ich erforschen.

### **Sie sind also mehr an der Alienität als an der Alterität interessiert?**

Ja, das glaube ich schon. Ich werde da vielleicht fälschlich in jene Ecke der Arroganz gestoßen, die *Otherring* betreibt. Ich möchte kein *Otherring* betreiben, ich sehe im Gegenteil unendlich viele Gemeinsamkeiten zwischen mir und den Leuten, denen ich in Orissa begegne, in den Wäldern. Darum geht es nicht. Es geht darum, dass ich grundsätzliche Alternativen würdige. Das mag für mich persönlich daran liegen, dass ich als Sechzehnjähriger langfristig in einem ganz anderen kulturellen Kontext, in Pakistan nämlich, aufgewachsen bin, und einfach gemerkt habe, dass es grundsätzlich andere Werte gibt. Ich möchte auch nicht sagen, dass das Interesse an Alterität vorherrscht. Ich meine nur, im Moment ist die Grundfragestellung auch bei von mir geschätzten Kollegen letztlich eher die Frage nach der Integration.

### **Hat dieser Tatbestand etwas mit der Ökonomisierung der Disziplin zu tun oder mit der amerikanischen Cultural Anthropology, die sich ja sehr stark mit den Prozessen des Eigenen beschäftigt?**

Aus Amerika schwappt alles Mögliche rüber. Ich glaube, unter dem Titel »Kulturanthropologie« werden viele Angebote gemacht. Ich habe hervorragende Kollegen, etwa in Chicago oder in Berkeley, die unser Fach wunderbar beeinflusst haben. Aber es geht dort generell schneller und oberflächlicher zu und es gibt modische Tendenzen, die mir nicht so gefallen. Ich würde aber «die» Kulturanthropologie nicht so homogen sehen, sondern da sind sehr viele unterschiedliche Trends gegeben.

### **Wenn sich das Fach mit der Integrationsfrage beschäftigen soll, würde neben einem neuem Arbeitsfeld auch die Möglichkeit entstehen, eine relevante und vielleicht sogar eine expandierende Disziplin zu werden.**

Das ist richtig. Da ist die Zukunft. Ich werde Ihnen ein Beispiel nennen: In diesem merkwürdigen Exzellenzwettbewerb bewirbt sich die Freie Universität um eine Graduate School für islamisch geprägte Gesellschaften. Ich bin ziemlich zuversichtlich, dass sie angenommen wird. Ich bin, vielleicht weil ich selber viel mit dem Islam zu tun gehabt habe, auch inhaltlich für solch eine Sache. Aber urplötzlich kommen hinter sämtlichen Büschen Islam-Experten hervor, die sich in ihrer gesamten Existenz nie ernsthaft mit islamisch geprägten Gesellschaften oder Phänomenen beschäftigt haben. Sie folgen dem Geld und werden über Nacht Experten – während seriöse Leute, die ihr Leben lang mit grundsätzlichen Fragen in diesem Kontext gerungen haben, ausgeschaltet werden, weil sie nicht diese Beziehungen



haben. Es geht nicht um mich, ich gehe in den Ruhestand, es geht um eine externe Beobachtung. Anders ausgedrückt: Ich bin sehr dafür, dass staatliche Gelder für Leute und Disziplinen ausgegeben werden, die sich mit allen möglichen praktischen Problemen grundsätzlich beschäftigen, Problemen der Integration oder Problemen von HIV in Afrika oder Ähnlichem. Das soll es geben und es wird sicher auch eine Nähe zu unserem Fach erhalten – aber ich sehe unser Fach nicht dort. Ich halte es für möglich, dass die Politiker eine Forschung, die sich beispielsweise intensiver mit den Kopftüchern beschäftigt, fördert. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, dass aus der Politik Gelder für Leute vergeben werden, die an grundsätzlich anderen menschlichen, soziokulturellen Systemen interessiert sind.

**Vielleicht aus der Ökonomie heraus, weil man bestimmte andere Denkweisen entziffern will?**

Vielleicht. Aber ich glaube, das ist der Ökonomie egal. Vielleicht interessiert man sich für die Chinesen als Konkurrenten. Aber irgendwelche Jäger, Sammler oder Kasten – wen interessiert das? Ich denke, dass damals in Großbritannien unter Margaret Thatcher eine vergleichbare grundsätzliche Wende eintrat. Sie sagte: »Gesellschaft ist mir noch nicht begegnet. Ich kenne nur Individuen.« Sie ließ die Institute schließen, wenn sie nicht irgendwas «Nützliches» machten. Also macht man in Großbritannien seitdem «Nützliches». Sicher, es gibt noch Traditionen, aber es ist dort grundsätzlich umgesteuert worden. Man arbeitet nun anwendungsbedingt, man betrachtet beispielsweise, unter welchen Umständen in Bradford Kirchen zu Moscheen werden. Dinge dieser Art. Aber das sind andere Fragestellungen als die, die meine Ethnologie auszeichnen.